

SWR2 Leben

Glück gehabt? Vom kenianischen Straßenkind zum Lehrer in Deutschland

Von Almut Engelen

Sendung vom: 15.12.2021, 15.05 Uhr

Redaktion: Petra Mallwitz

Produktion: SWR 2021

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Almut Engelen (Almut Engelin):

Philip Oprong Spenner, Sie haben mit 42 Jahren einen unglaublichen Weg hinter sich, ein Leben, in dem mindestens zwei Leben, wenn nicht drei oder vier, enthalten sind. Und sie waren als Straßenkind in Kenia so verzweifelt, dass es um ein Haar gar nicht weitergegangen wäre. Sie schildern die Situation in ihrem Buch „Move On Up“, was man frei übersetzen könnte mit „Geh weiter aufwärts“, ich möchte Sie bitten, eine Passage aus dem Prolog zu lesen.

Philip Oprong Spenner:

Dankeschön.

Es war ungewöhnlich still. Nur das Wasser des Viktoriasees plätscherte unaufhörlich gegen den Felsvorsprung, auf dem ich stand. Mit seiner Unnachgiebigkeit hatte es sich über Jahrtausende in die Landschaft eingegraben. Was es wohl mit meinem leblosen Körper anstellen würde. Man hatte mir oft erzählt, dass Selbstmörder nicht in den Himmel kommen, sondern in die Hölle. Ich wusste nicht, was schlimmer war: Die Hölle bewusst und lebend auf Erden zu erleben oder nach dem Tod und dadurch vielleicht etwas weniger bewusst. Ich wollte meiner ganz persönlichen Hölle entkommen. Was half mir all das Gerede, dass man die Hoffnung nie aufgeben, sondern weiterhin Gutes tun solle, auf dass man später für immer und ewig in den Himmel komme? Natürlich. Dort gab es bestimmt weder Hunger noch Leid. Dort wurde man bestimmt nicht geschlagen, man muss weder betteln noch klauen, und dort musste man sich mit Sicherheiten nicht vor der Einsamkeit der Nacht fürchten. Der Himmel war so was wie ein fernes Paradies. Zu fern, um daran zu glauben. Ich schob mich näher an die Kante und blickte in die Tiefe. Gott, wenn es dich gibt, dann lass ein Wunder geschehen. Beweise es mir hier und jetzt, dass du da bist, sonst sind wir geschiedene Leute, sonst sind wir quitt miteinander. Denn so hat das Leben keinen Sinn mehr.

Almut Engelin:

Herr Spenner, wie alt waren Sie damals?

Philip Oprong Spenner :

Ich glaube, ich war elf Jahre alt, so zehneinhalb, elf Jahre alt.

Almut Engelin:

Und wie lange lebten sie damals schon auf der Straße in Kenia?

Bereits im Alter von neuneinhalb, ich war nicht mal zehn Jahre alt, als mein Leben begann, als eines der unzähligen Straßenstreuner/Straßenkinder, die in den großen Städten Ostafrikas zahlreich zu finden sind.

Almut Engelin:

Wie kam es überhaupt dazu, dass sie Straßenkind wurden?

Philip Oprong Spenner :

Von meinen Eltern weiß ich nur, dass sie 1981 bei einem Autounfall ums Leben gekommen sind, dass ich irgendwann bei meiner Tante landete. Ich war für sie das zusätzliche Maul zu stopfen. Sie hatte selbst zwei weitere kleine Kinder, und bereits im Alter von vier musste ich für sie die Vaterrolle übernehmen. Sie war so arm, ich habe in Bruchstücken Erinnerungen, dass sie das wenige, was sie hatte, wieder

aufbessern musste, indem sie sich auch noch verkauft hat. Ich wurde gepeinigt natürlich bei jeglichen kleinen Fehlern, denn ein Kind im Alter von vier Jahren kann nicht gut die Vaterrolle übernehmen. War es, dass ich zu spät gekocht habe oder nicht zu gut gekocht habe oder den Abwasch nicht vernünftig gemacht habe, dann gab es Prügel, dann gab es Hungerstrafen, die Narben davon, nicht nur seelisch, sondern auch physisch, trage ich bis heute.

Almut Engelin:

Ihre Tante hat sie dann ja irgendwann ausgesetzt. Also sie hat ihnen erzählt, wir fahren zu einer Schule und dort kannst du dann auch wohnen. Und dann ist sie mit ihnen, ich glaube nach Nairobi, in die Hauptstadt gefahren ...

Philip Oprong Spenner :

... genau ...

Almut Engelin:

... und im Grunde hat sie sie ausgesetzt. Und sie waren zwar verzweifelt und verloren, aber sie wollten nicht zu ihrer Tante zurück. Was war an diesem Straßenleben jetzt in ihrer Erinnerung – es war wahrscheinlich alles furchtbar – aber was war für Sie eigentlich besonders bedrohlich oder besonders schwer?

Philip Oprong Spenner:

Der Hunger war so ein alltägliches Gefühl, ein Gefühl, das alles überlagerte, ein Gefühl, was einen zum Tier machte, was mich zum Tier gemacht hat. Wir werden bereit, unser Leben aufs Spiel zu setzen, um zumindest ein Stück Brot zu bekommen. Und das war durch Klauen, das war durch Kinderarbeit, das war durch Sammeln auf der Müllhalde nach Essensresten. Und wenn man mal die Chance hatte, irgendetwas zu essen zu bekommen, dann habe ich heute noch in Erinnerung, es waren viele andere Straßenkinder, die hatten selbst auch Hunger. Dann waren sie bereit, wie die Greifvögel einem das streitig zu machen, einem das wegzunehmen. Wir mussten schnell essen, bevor es uns weggenommen wird, von den, quasi, Kameraden. Es gab manchmal Situationen, wo man ab und zu mal was bekam, und konnte das in Ruhe essen, ohne diese Geier drumherum. Dann, habe ich eine Erinnerung, habe ich so langsam und so möglichst genussvoll gegessen, denn ich hatte große Angst vor dem letzten Schluck, nachdem das endgültig runtergeschluckt war, war die große Angst davor, wie lange es dauern würde, bis man zu so einem Genuss kommen würde. Und nicht selten dauerte es bis zu drei Tage lang. Das war die große Angst davor, zu verhungern.

Almut Engelin:

Als sie sich umbringen wollten, als sie da an dieser Klippe, an dieser Kante zum Victoriasee standen, was ist eigentlich passiert? Ich meine, Sie haben Gott um einen Beweis gebeten. Es ist ja eine heikle Angelegenheit. Gott um Beweise zu bitten. Aber sie haben gebeten. Und es ist ja tatsächlich was passiert. Wie kamen Sie raus aus der Situation?

Philip Oprong Spenner:

Ich glaube tatsächlich an Wunder, denn an jenem Tag habe ich tatsächlich aufgegeben. Ich wollte springen, ich konnte nicht schwimmen. Plötzlich in dem Moment, tauchen drei Asiaten auf, genau an der Stelle, an der ich mich aus meinem

Leben verabschieden wollte, wollten sie fischen, und das wurde meine Rettung. Sie haben mich unterbrochen. Ich musste erst mal mich hinsetzen und erstmal Rotz und Wasser heulen. Ich habe dann eine sehr traurige Geschichte erzählt. Als Straßenkind muss man immer eine Geschichte parat haben, sonst überlebt man nicht. Tatsächlich hat Ihnen diese Geschichte so sehr berührt, diese drei Asiaten, dass sie mir so viel Geld gaben, Geld, von dem ich drei Monate weiterleben konnte, ohne hungern zu müssen, ohne betteln zu müssen und nicht klauen zu müssen, ohne auf der Müllhalde nach Essbarkeit suchen zu müssen. Es waren drei Monate, die für mich der Wendepunkt waren. Der Grund, weshalb ich hier bin, weil ich glaube, ohne diese Erfahrung wäre ich tatsächlich gesprungen.

Almut Engelin:

War das auch für sie eine Glaubenserfahrung, weil sie haben ja wirklich öfter mal gebetet.

Philip Oprong Spenner:

Sie müssen sich vorstellen, ich kam aus einer Gesellschaft, in der sich niemand Bücher leisten konnte. Für mich war die Bibel das Einzige, was wir, wenn man das ein Zuhause nennen darf, was wir uns leisten können. Und durch dieses Buch lernte ich überhaupt das Lesen und das Lesen zu lieben. Ich wurde erst einmal dazu gezwungen. Aber ich fing an diese Geschichten, die Geschichte vom kleinen Joseph, der vom Sklaven nachher zum Retter Ägyptens wurde, die Geschichte von dem kleinen David, der Schäfer, ein Nix war. Nachher wird er zum größten König, den Israel je gehabt hat. Diese Geschichten, die handelten von Hoffnung, trotz vermeintlich auswegloser Situation. Und für mich wurde das so wie eine Art Kompass, zu wissen, trotz meiner Herkunft gibt es eine Hoffnung auf eine Zukunft, unter der Bedingung, dass ich daran was tue.

Almut Engelin:

Sie sind dann irgendwann aufgegriffen worden von der Polizei. Dann sind sie ins Gefängnis gekommen. Dann sind sie in ein Kinderheim gekommen. Sie waren bei ihrer Tante eine Zeit lang zur Schule gegangen und konnten doch auch bei Obrigkeiten Eindruck damit machen, dass sie Englisch sprachen. Also da haben schon welche gemerkt, der ist lernbegierig. Aber dann im Kinderheim, das war auch nicht wirklich leicht. Lesen Sie doch bitte noch mal eine Passage

Philip Oprong Spenner :

Welche Rechte hatte ich denn hier? Ich hatte keine Familie, und sei sie noch so arm, und war nur einer dieser umherziehenden marodierenden Kleinkriminellen von der Straße. Außerdem machte mich allein schon mein Aussehen zum Außenseiter. Aus all diesen Gründen hatte ich mich bemüht, besonders nett, höflich und willig zu sein. Die Erwachsenen, die hier arbeiteten und zum Teil stark überlastet waren, verstanden sich leider schnell darauf, das auszunutzen. Immer öfter erlebte ich, dass ich schuftete musste, während die anderen Kinder spielten oder sich ausruhten. Wenn es nicht gerade um die Arbeitsverteilung ging, ließ man mich spüren, dass ich nicht dazugehörte, dass ich anders war. Die Missachtung, mit der mir einige Mitarbeiter begegneten, führte dazu, dass ich auch bei den Kindern unter Beschuss geriet. Vor allem die älteren hänselten mich.

Almut Engelin :

Inwiefern waren sie anders? Das war ja nicht nur in diesem Heim so, sondern auch an einem anderen. Was war mit ihrem Aussehen anders?

Philip Oprong Spenner:

Da, wo ich herkomme, heißt nicht schwarz gleich schwarz, sondern gibt es unterschiedliche Hauttints. Und dementsprechend ist es auch daran zu sehen, welche genaue Herkunft jemand hat. Es gibt eine große Diskriminierung, basierend auf dieser Unterschiedlichkeit, je nachdem, aus welcher Bevölkerungsgruppe man stammt, dann kam noch eins dazu. Ich gehörte nicht mal zu den Kenianern vollständig, weil an mir war zu sehen, dass ich halb Uganda war, mein Akzent, mein Aussehen, eine plattere Nase als die andere Nasen und solche verschiedenen Merkmale, anhand denen bei mir zu erkennen war, dass ich anders war. Und diese Andersartigkeit wurde voll auf meine Kosten so richtig richtig ausgenutzt.

Almut Engelin :

Sie haben trotzdem meistens Wege gefunden, doch irgendwie Menschen für sich zu gewinnen, also irgendwie die Situation ein bisschen zu verbessern. In dem einen Heim haben sie im Kindergarten gearbeitet. Eigentlich hat sich da schon früh ihre Begabung gezeigt, sie sind heute Lehrer.

Philip Oprong Spenner:

Immer wieder befanden sich Leute auf meinem Weg, die wie Engel mich aufgenommen haben oder anerkannt haben. Sie haben mich getragen. Sie haben mir den Grund gegeben weiterzuleben. Das waren Begleiter.

Almut Engelin:

Ja, also eine wichtige Person tauchte dann ja eines Tages auf. Mary nennen sie sie im Buch, eine irische Lehramtsstudentin, die einen völlig anderen Blick auf die Situation hatte und die gesehen hat, da ist jemand, der schreibt Gedichte, der schreibt Aufsätze. Sie hat dafür gesorgt, dass ihre kleinen Werke veröffentlicht wurden, und sie hat dafür gesorgt, dass sie in eine katholische Grundschule kamen. Und die Heimleitung hat alles torpediert. Sie flogen immer wieder raus. Sie haben verschiedene Heime erlebt. Was mich so verblüfft hat: auch die sogenannten Mamas, also die Betreuerinnen in dem Heim, die sind eigentlich eiskalt und skrupellos. Sie arbeiten nicht, sie lassen die Kinder die ganze Zeit schufteln. Sie entwenden die ganzen Klamotten, die gespendet werden, und ziehen sie ihren eigenen Kindern an. Und mein Klischeebild von afrikanischen Mamas ist: die sind alle liebevoll und drücken die süßen Kleinen an ihren Busen und können gar nicht anders als total...

Philip Oprong Spenner:

Vielleicht für die Kamera. Letztendlich, ich will das nicht entschuldigen. Ich komme aus einer Gesellschaft also zumindest damals war das so, dass die Leute selbst nichts hatten und in so einer Situation werden wir alle zu Tieren.

Almut Engelin :

Also auch in dem zweiten Heim, in diesem Kandui Children's Home, wurde eigentlich torpediert, dass sie zur Schule gehen. Und sie mussten ständig härteste Arbeit

leisten. Und es musste eigentlich wieder Mary aus Irland anreisen, um durchzusetzen, dass sie zur Schule gehen können. Lesen Sie doch noch mal, wie das dann in der Schule war.

Philip Oprong Spenner:

Ich nahm mir fest vor, so hart, wie ich nur konnte, an mir zu arbeiten und alles dafür zu tun, dass ich mich bewährte.Ich wollte nicht länger der ehemalige Streuner sein, den man nach Belieben hin und her schubsen konnte, sondern akzeptiert werden, nicht nur geduldet sein. Tatsächlich wurde ich in der Schule nicht nur von meinen Mitschülern respektiert, sondern auch von den Lehrern sehr geschätzt. Schon bald wurde ich in meiner Stufe zum Klassensprecher nominiert und auch gewählt.Ich liebte die Schule über alles. Sie war mein Refugium, mein Zufluchtsort, der Ausgleich für all das, was ich im Kinderheim ertragen musste. In der Schule wurde ich immer daran erinnert, dass ich Stärken hatte und positive Seiten. In der Schule wurde mir klar, dass ich eine Zukunft voller Hoffnung haben konnte, und das trotz meiner Herkunft und meiner erbärmlichen Lebenssituation.

Almut Engelin:

Ja, sie haben dann alle Kräfte zusammengenommen und waren auch sehr erfolgreich und sind trotzdem dann in eine ganz schwere Krise geraten, weil sie sich auch unglaublich unter Druck gesetzt haben mit Ehrenämtern und schulischem Erfolg. Und sie wollten niemanden enttäuschen. Was ist da passiert?

Philip Oprong Spenner:

Heutzutage nennt man so was Burn-out. Es kann auch bei Schülern passieren, mit denen ich zu tun habe heute als Beratungslehrer. Ich erkenne mich sofort wieder in ihnen. Ich war so aufgewachsen, indem ich die Akzeptanz für mich gewinnen muss, es war gar nicht selbstverständlich. Ich musste der Beste sein, um überhaupt eine Chance zu haben. Und ich musste alles geben. Und in dem Moment glaube ich, zu viel gegeben zu haben. Wenn dann man es schafft, Klassenbester zu sein und dann auch noch Schulsprecher zu sein und verschiedene Ämter in sich zu tragen. Irgendwann ergibt sich eine Grenze.

Almut Engelin :

Ja, das waren dann irgendwie Panikattacken, Schlaflosigkeit, Dauerkopfschmerzen,

Philip Oprong Spenner:

Bauchweh. Alles, was man sich vorstellen konnte, und schlechtere Leistungen plötzlich. Etwas, was mir bis dato sehr fremd war.

Almut Engelin:

Aber, und das finde ich eben auch an ihrem Lebensweg so interessant, in dieser schweren Krise haben sie verzweifelt jemanden gesucht, dem sie sich öffnen können. Sie haben sich in dieser Krise entschieden, offener zu werden gegenüber Ihrem Paten. Sie hatten inzwischen einen Paten, ein Kinderarzt aus Hamburg. Das war eine weitreichende Entscheidung, die sie da getroffen haben.

Philip Oprong Spenner:

Zum ersten Mal fühlte ich mich tatsächlich angenommen. Zum ersten Mal musste ich mich nicht beweisen. Es ging um banale Fragen von Doktor Spenner, Kinderarzt aus

Hamburg. Was konnte ich werden? Es ging darum, du kannst das werden, was dich glücklich macht. Hauptsache, du hast Spaß da dran. Und ich dachte: was ist mit dem los? Das ist nicht das, wie ich das kenne. Ich hatte sowieso selbstverständlich erwartet: " das und das musst du machen, und und und und und." Und dann kommt so eine Antwort . Plötzlich fühlte ich mich zum ersten Mal in meinem Leben so angenommen, wie ich war. Ich habe mein Leben lang mich nach einem Vater gesehnt. Persönlich. Jemanden, der bereit ist, mich sozusagen als Sohn anzuerkennen. Sie glauben es nicht: Das war ein Motor und Antrieb, wie man den sich nicht vorstellen kann, plötzlich das Gefühl zu haben, eine Familie zu haben und das Gefühl zu haben, anerkannt zu werden.

Almut Engelin :

Also diese Krise hat ausgelöst, dass sie sich jemandem gegenüber geöffnet haben, der weit weg saß in Hamburg und hat zu dieser Beziehung geführt. Und sie haben ja dann, als er sie das erste Mal besuchte, ganz offen darüber gesprochen, dass er sich einen Sohn wünschte und Sie sich einen Vater. Ich stelle es mir trotzdem sehr schwierig vor, denn ein deutscher Kinderarzt aus Hamburg ist wirklich was anderes als jemand, der mit Ihrer Geschichte auf der Straße aufgewachsen ist und immer gekämpft hat. Gekämpft, gekämpft, gekämpft, ums Überleben und dann, um aus dem Dreck rauszukommen und irgendwie ja eben was Richtiges zu werden. Er hat sie besucht mit seinem Lebensgefährten. Sie mussten irgendwie verkraften, dass ihr Vater schwul ist, was in Kenia das totale Tabu war. Und sie kamen nach Hamburg. Ich möchte gerne, dass sie noch mal die erste Erfahrung, die Sie in Hamburg, als sie hier landeten, gemacht haben, dass sie die Erfahrung am Flughafen lesen.

Philip OprongSpenner :

Ich hatte es gerade geschafft, mein Gepäck vom Fließband zu hieven, als mir jemand auf die Schulter tippte. Ich drehte mich um und blickte in das ernste Gesicht eines Polizisten. Der Mann führte mich zu einem Kabuff und forderte mich auf, meinen Pass vorzulegen. Während er ihn Seite für Seite ganz genau durchblätterte, öffnete ein anderer Polizist meinen Koffer und durchsuchte den kompletten Inhalt. Er wühlte alles durcheinander und warf manches dabei auf den Boden.

»Wo wollen Sie hin?«, fragte mich der Polizist, der meinen Pass kontrollierte. Ich erklärte ihnen, dass meine Gastgeber draußen auf mich warteten. Ich gab ihnen auch die beiden Einladungsschreiben, die ich von Robert und vom Deutsch-Institut für Ausländer erhalten hatte, an dem ich einen Sprachkurs besuchen sollte. Doch sie schienen immer noch nicht überzeugt zu sein und bombardierten mich mit weiteren Fragen.

»Nehmen Sie irgendwelche Drogen?« »Haben Sie je mit Drogen gedealt oder sind kriminell geworden?« »Warum sprechen Sie kein Deutsch?« »Kann es sein, dass Ihr Pass gefälscht ist?«...

Noch heute wird mein Deutsch um einiges schlechter und unverständlicher, wenn ich nervös bin. Ich stottere, und mir fallen auf einmal die banalsten Wörter nicht mehr ein. Meine Blicke irrten zwischen den Beamten und der Tür, dem einzigen potentiellen Fluchtweg, hin und her, als mir einer der beiden mit einem Nicken zu verstehen gab, dass ich meine Klamotten wieder einsammeln sollte. Während ich meine wenigen Habseligkeiten vom Boden aufklaubte, musste ich daran denken, dass wir in Mombasa Witze darüber gerissen hatten, wie man mich wohl in Hamburg in Empfang nehmen würde.

Almut Engelin :

Eine unglaublich schlimme, demütigende Erfahrung. Gab es eine Entschuldigung:
Also: "Gehen Sie bitte weiter, entschuldigen Sie die Unannehmlichkeiten" ?

Philip Oprong Spenner:

Ich erlebe sehr oft in solchen Situationen, dass die Beamten das so sehen, als wäre das ihr Job. Und dass da die Menschlichkeit, die sich innerhalb einer Entschuldigung ergeben würde, überhaupt gar nicht vorkommt.

Almut Engelin:

Das heißt, sie machen solche Erfahrungen mit der Polizei auch heute öfter.

Philip Oprong Spenner:

Ja jemand, der so aussieht wie ich, wird in vielen Situationen ausgepickt. Ich könnte ein ganzes Buch damit füllen. Ich erlebe, Leute nutzen das N-Wort, auch meinen Kindern gegenüber, dass so etwas passiert, wenn ich in eine Diskothek hineingehen möchte, dann plötzlich wird gesagt: Kein Eintritt. Es ist klar und deutlich. Das ist rassistisch, aber der Besitzer wird sich auf das Hausrecht beziehen.

Almut Engelin:

Sie haben dann in Hamburg Fuß gefasst. Es ist ihre Heimat geworden. Es war nicht ganz leicht, auch mit ihren Adoptiveltern. Also, Sie deuten das im Buch an, dass dann die Vorstellungen vom Alltag doch sehr verschieden waren und sie sich bald in Einverständnis räumlich getrennt haben. Ich möchte noch einmal auf ihre Aufgabe als Lehrer zu sprechen kommen. Sie sind natürlich für viele migrantische Schüler der coole Lehrer, der mit Hip-Hop, der der gute Laune verbreitet,

Philip Oprong Spenner:

Nicht nur für migrantische Schüler. Das möchte ich auch klarmachen. Viele Schüler, und zwar nicht nur migrantische Schüler, identifizieren sich in vielerlei Hinsicht mit mir, weil scheinbar hat meine Herkunft mich so geprägt, dass ich von vornherein nicht so auftrete, wie der klassische normale Lehrer. Gelassenheit ist wahrscheinlich das, was den Schülern so anspricht. Und sie fühlen sich anders verstanden, als sie es gewohnt sind.

Almut Engelin:

Sie schildern, wie schwierig es teilweise für Sie in der Schule wurde, wenn sie entsprechend dem Lehrplan hohe Anforderungen stellen mussten, nun Schüler plötzlich völlig unmotiviert sind und sich verweigern und die Stimmung in der Klasse kippt. Und plötzlich ist der coole Herr Spenner überhaupt nicht mehr der coole Herr Spenner, sondern irgendwie der doofe Herr Spenner. Man kann darauf mit sehr viel Repression reagieren. Sie haben einen anderen Weg gesucht. Vielleicht lesen Sie noch mal

Philip Oprong Spenner :

Ich entschied mich für positive Energie. Jeden Freitag kürte ich den Schüler der Woche. Am Nachmittag rief ich bei den Eltern des oder der »Ausgezeichneten« an, um sie über die guten Leistungen ihres Kindes zu informieren.
Vor allem bei Schülern, die sonst immer nur negativ auffallen, habe ich inzwischen

einen richtigen Ehrgeiz entwickelt, nach positiven Dingen zu suchen, damit sie ein Erfolgserlebnis haben.

Almut Engelin :

Das ist wahrscheinlich genau der Ansatz, den die Kinder spüren, dass sie auf ihrer Seite sind, oder?

Philip Oprong Spenner :

Ich kann nicht anders. Vielleicht deshalb ist es authentisch und glaubwürdig den Schülern gegenüber.

Almut Engelin:

Wie nehmen Sie denn die jetzigen Diskussionen wahr, die um sie herum passieren um Black-Lives Matter? Ist das für Sie eine große Bereicherung, die Debatte, ist das etwas, was sie sehr freut?

Philip Oprong Spenner :

Ich finde es wichtig, dass diese Debatte stattfindet, denn wir neigen dazu, das abzutun. Die Diskussion führt dazu, dass die Augen aufgemacht werden. Und wenn ich jetzt in meiner Arbeit zum Beispiel als Antidiskriminierungs Management an Schulen, selbst wenn ich bei Schulleitungen anrufe, weil sich eine Schülerin missverstanden fühlt, geht es auch nicht darum, dass ich dem Schulleiter Vorwürfe mache, er sei rassistisch. Es geht darum, Wege klarzumachen, wie dieser Schüler sich besser gesehen fühlen könnte. Unsere Perspektive ist die Summe dessen, was wir erfahren haben. Und wenn wir nicht wissen, wie so ein schwarzes Kind tickt, wie die Lebenswelt aussieht, was dazu führt, dass dieses Kind sich so verhält, dann hilft es, eine solche Diskussion zu führen, weil dadurch komme ich dazu, zuzuhören und besser hinzuschauen. Und am Ende des Tages haben wir alle einen Gewinn davon